

Hannah Gadsby



ZEHN SCHRITTE RICHTUNG

Nanette

MEINE KLEINE GESCHICHTE

rowohl
POLARIS



Hannah Gadsby

Zehn Schritte Richtung Nanette

Meine kleine Geschichte

Aus dem Englischen von Ulrike Brauns

Über dieses Buch

Was macht eine Comedienne, wenn ihr nicht mehr zum Lachen zumute ist? Lange Jahre feuerte Hannah Gadsby ihre Pointen vor allem gegen sich selbst ab, gegen queere Klischees und marginalisierte Gruppen. Erst mit ihrer Show Nanette, dem «besten Comedyprogramm aller Zeiten» (DIE ZEIT), hat Gadsby beschlossen, dieser Selbstzerstörung ein Ende zu setzen.

Hannah Gadsby erzählt in ihrem Buch vom langen Weg zu sich selbst. Gadsby wuchs in Tasmanien auf, wo Homosexualität noch bis 1997 unter Strafe stand. Ihre Kindheit nahm sie als «normal» wahr. Doch als queere Teenagerin und Erwachsene war sie zunehmend konfrontiert mit einer Gesellschaft, die ihr fragiles Selbst aus dem Gleichgewicht brachte. Nach einem Studium der Kunstgeschichte und einem Leben in prekären Verhältnissen begann sie ihre Karriere als Comedienne. Als in Australien 2015 über die Ehe für alle debattiert wurde, wurde ihr klar, dass sie sich nicht länger selbst herabsetzen, dass sie zu sich selbst stehen und sich selbst vertrauen möchte und vor allem: dass Sexismus keinen Raum mehr auf ihrer Bühne bekommt.

Das Buch ist sehr lustig, bricht einem aber trotzdem auf beinahe jeder Seite das Herz. Es zeigt einmal mehr, dass Gadsby eine der überraschendsten und prägendsten Stimmen unserer Zeit ist.

Vita

Hannah Gadsby hat mit ihrer vielfach preisgekrönten Show *Nanette* aufgehört als Comedienne. Die Netflix-Ausstrahlung von *Nanette* und die Auszeichnung mit einem Emmy haben weltweit für Aufsehen gesorgt. Mit der darauffolgenden Show *Douglas*, die nach ihrem Hund benannt war, reiste Gadsby um die Welt. Vor diesen Erfolgen wuchs Gadsby in Tasmanien auf, studierte Kunstgeschichte und tourte in Australien und Großbritannien als Stand-up-Comedienne. Sie produzierte Dokumentarfilme zu Kunstthemen und vieles andere mehr als nur Comedy, aber so viel erst mal dazu.

Ulrike Brauns, geboren 1977, studierte Germanistik, Skandinavistik, Englische Literatur und Gender Studies in Bonn, Stockholm und Melbourne. Seit 2010 übersetzt sie Literatur aus dem Englischen, Schwedischen und Dänischen, 2019 war sie für den Deutschen Jugendliteraturpreis nominiert. Sie lebt mit ihrem kleinen, blinden Terrier Eddie in Berlin.

Inhaltsübersicht

Widmung

Motto

Einleitung

Erster Schritt

Epilog

Zweiter Schritt

Mythologie des Ursprungs

Dritter Schritt

Die prägenden Jahre

Vierter Schritt

Die wilden Jahre

Fünfter Schritt

Die Glasglockenkurve

Sechster Schritt

Wirbel, gelegt

Siebter Schritt

Alles Teil der Suppe

Achter Schritt

Spurensuche

Neunter Schritt

Frauenarbeit

Zehnter Schritt

Nanette

Prolog

Wie Siffin Soffon sich mit einem Drachen anfreundete

Danksagung

Für Mum und Dad

Kunst ist Restauration: Sie will Schäden reparieren, die im Laufe des Lebens beigebracht wurden, sie will etwas Gebrochenes – denn das ist es, was Ängste und Sorgen mit einem Menschen anstellen – wieder zu einem Ganzen machen.

Louise Bourgeois

Einleitung

Genau genommen ist dies mein zweites Buch. Aber ich würde mir nicht die Mühe machen, das erste zu suchen, denn davon gab es gerade mal ein einziges Exemplar, und ausgerechnet das habe ich verloren. Für die literarische Welt stellt das keinen großen Verlust dar, mein erstes Buch war nämlich ziemlich schlecht. Obwohl, vielleicht sollte ich nicht zu hart zu mir sein, die Geschichte hat schon einen gewissen Charme, wenn man bedenkt, dass ich gerade mal sieben Jahre alt war, als ich sie schrieb. Betrachtet man sie als eigenständiges Werk, ist sie allerdings sehr übel. Allein der Titel ist schlecht:

Wie Siffin Soffon sich mit einem Drachen anfreundete. Teil eins

Ich habe schon im Titel gespoilert. Ich Trottel. Wer sollte ein Buch lesen, wenn von vornherein klar ist, dass Siffin Soffon und der Drache, egal wie dramatisch die erzählerischen Wendungen auch sein mögen, am Ende ziemlich gut miteinander auskommen werden?

Offensichtlich hatte ich eine Serie epochalen Ausmaßes geplant, als ich «Teil eins» hinzufügte, auch wenn ich den zweiten Band leider nie geschrieben habe. Trotzdem hätte man annehmen können, dass ich den Leser mit einem Cliffhanger

zurücklasse, um ihm Appetit auf den zweiten Teil zu machen, aber nein, der erste Teil endet damit, dass Siffin Soffon gemeinsam mit seinem neuen Drachenfreund zum Abschied vom schönen Strand der «Holiday Island» winkt. Eigentlich ist es also nicht weiter verwunderlich, dass ich den zweiten Band nie geschrieben habe, ich konnte mir ja nicht einmal einen Namen für eine Insel ausdenken, der über den Zweck hinausging, für den ich die Insel erfunden hatte. Hier lag eindeutig ein Mangel an Ideen vor.

Möglich wäre noch, dass jemand das Buch lesen will, um herauszufinden, wer dieser Siffin Soffon ist, aber auch hier kann mein Werk nur enttäuschen, da ich es wohl nicht für nötig hielt, die zentrale Figur meiner Geschichte zu beschreiben. Die angefügten Zeichnungen hätten Aufschluss geben können, würden sie nicht zusätzlich zur Verwirrung beitragen. Siffin Soffon beginnt seine epische Reise als sorgfältig, wenngleich sehr kindlich gezeichnete kleine rote Ziege, doch kaum freundet er sich mit dem Drachen an, besteht er nur noch aus faul dahingekrakelten orangen Schnörkeln, weil ich vermutlich nicht nur die Lust am Zeichnen, sondern auch den roten Stift verloren hatte. Glücklicherweise kann ich jedoch mit Insiderinformationen aufwarten, dass Siffin Soffon nämlich weder eine rote Ziege noch ein oranger Schnörkel war, es handelte sich vielmehr um einen imaginären Freund meines älteren Bruders, Hamish. Laut Hamish war Siffin Soffon ein winziger Footballspieler, der mit seiner besten Freundin Kinnowin in der Kloschüssel lebte.

Als das einzige Exemplar meines wirklich schlechten Buchs kürzlich zu mir zurückfand, brach eine Welle von Erinnerungen über mich herein, von denen ich gar nicht mehr wusste, dass ich sie noch hatte. Ich spreche nicht von unterdrückten Erinnerungen, die auf einen Schlag auftauchten, sie arbeiteten sich eher langsam in mein Bewusstsein vor, als wären sie nie weg gewesen.

Die Buchdeckel, zwei rote Pappquadrate, die von Malerkrepp zusammengehalten wurden, waren über die Jahre verblasst und weich geworden, dagegen sah der schlecht gewählte Titel so aus, als wäre er erst gestern schlecht aufgebracht worden. Als ich das Buch in den Händen hielt, wusste ich plötzlich wieder, wie wütend mein siebenjähriges Ich geworden war, als mir bewusst wurde, dass die letzten sechs Wörter des Titels gar nicht mehr auf den Deckel passen würden. Die Selbstvorwürfe brannten so heiß in mir, als wären seither keine fünfunddreißig Jahre vergangen. Beim Durchblättern entdeckte ich am Ende das Lob der stellvertretenden Direktorin neben einem Aufkleber des rosaroten Panthers, der sich um einen riesigen Stift schlingt, aus dessen Spitze die Wörter «Gut gemacht!» hervorquellen. Ich erinnerte mich daran, wie liebevoll ich mit dem Finger um den Aufkleber gefahren war, fast platzend vor Stolz, und wie es mich geärgert hatte, dass das Lob nur von der stellvertretenden Direktorin kam, und ich mich gefragt hatte, was zur Hölle ich tun müsste, um die Aufmerksamkeit der Direktorin selbst zu erregen. Auch die Erinnerungen kamen zurück, wie meine Lehrerin darauf

bestanden hatte, meine Geschichte für mich abzuschreiben, weil ich noch keinen Füller benutzen durfte, und wie sie dann darauf bestanden hatte, dass ich sie der ganzen Klasse vorlas, und wie alle aus meiner Klasse mich und mein Buch GEHASST hatten. Ich kann ihnen keinen Vorwurf machen. Es war schließlich ein ziemlich schlechtes Buch.

Die Rückkehr meines literarischen Debüts wühlte viele, viele Erinnerungen auf, die weit über das Objekt an sich hinausgingen, unter anderem die emotionale Achterbahnfahrt, die mein Bedürfnis, die Geschichte zu schreiben, überhaupt erst ausgelöst hatte. Ich war nämlich wie besessen von Hamishs imaginären Freunden und zunehmend verzweifelt gewesen, weil sie nicht mit mir befreundet sein wollten. Ich wusste nicht, was «imaginär» bedeutete, sondern ging davon aus, dass Hamish coole Freunde hatte, die einfach nicht mit mir sprechen wollten, was zu vielen Tränen bei meinen Toilettengängen führte. Mir fiel wieder ein, dass ich, nachdem mir erklärt worden war, dass Hamishs Freunde in seiner Vorstellung lebten, fragte, ob ich mir Siffin Soffon dann auch vorstellen dürfe, und ich, als Hamish verneinte, wieder in Tränen ausbrach, weshalb Hamish mir den absolut inakzeptablen Kompromiss anbot, mich doch mit Kinnowin anzufreunden. Ich lehnte ab, weil ich nur Siffin Soffon wollte, den ich als kleine rote Ziege vor mir sah und mir eingeredet hatte, dass ich ihn manchmal auf den Rohren trippeln hören konnte. Für Kinnowin interessierte ich mich nicht, ich kannte sie doch kaum, ich wusste ja nicht mal, wie sie aussah.

Plötzlich erinnerte ich mich daran, dass ich versucht hatte, meine eigenen unsichtbaren Freunde zu erfinden und auf meinem Pferd, Sergeant, durchs Haus galoppiert war, während ich mit meinem guten Freund Mr Dog sprach, einem Hund, den ich offenbar nach guter, alter Holiday-Island-Manier benannt hatte. Das war kein Moment des Triumphs, weil ich mir dabei so unfassbar albern vorkam, schließlich wusste ich ja, dass es meine Freunde nicht gab. Um die Sache noch schlimmer zu machen, hatte ich sie mir außerdem so groß vorgestellt, dass ich aus diesem Grund immer noch niemanden hatte, mit dem ich auf dem Klo hätte sprechen können. Ich bin mir nicht sicher, wie ich meinen nächsten Schritt beschreiben soll, weil ich es für unmöglich halte, etwas zu töten, das es gar nicht gibt, deshalb sage ich einfach mal, dass ich Sergeant und Mr Dog übelst gehostet habe. Damals fühlte es sich gerecht an, dabei wollte ich sie eigentlich nur aus dem Weg schaffen, um noch mal mein Glück mit Siffin Soffon zu versuchen.

Nachdem ich überflüssigerweise also ein unsichtbares Pferd und einen unsichtbaren Hund geopfert hatte, offenbarte Hamish mir, dass ich zu spät dran war. Seine Freunde waren fort. Als ich ihn löcherte, wo sie denn jetzt steckten, antwortete er mir sehr ernst, sie seien im Himmel, um Gott zu helfen. Ich vergötterte Hamish von Kindesbeinen an bis tief ins Erwachsenenalter, und oft hatte ich das schmerzliche Gefühl, dass er seine Macht über mich maßlos ausnutzte. Aber wenn ich an Vorfälle dieser Art zurückdenke, bin ich mir sicher, dass das auf diesen kleinen Jungen einfach nicht zutreffen kann, der

nicht bloß glaubte, dass Gott die Unterstützung von winzigen Footballspielern brauchte, sondern selbst so hochgradig einsam war, dass er sich Freunde ausdenken musste, um jemanden zu haben, mit dem er reden und auf den er kacken konnte. Dieser Junge hatte eindeutig eigene Probleme.

Während sich all diese Erinnerungen so wunderbar anschaulich zurückmeldeten, sagte mir die Geschichte an sich rein gar nichts. Sie war mir so wenig vertraut, dass das Ende eine völlige Überraschung gewesen wäre, hätte ich es nicht schon im Titel vorweggenommen. Ein weiterer, verblüffender Punkt des sehr schlechten Buchs, an dessen Schöpfung ich mich nicht erinnern konnte, war der große Anteil an Gewalt, Blutrünstigkeit und Tod, ganz zu schweigen davon, wie nüchtern mein siebenjähriges Ich die splatterigsten Details beschrieben hatte. Dafür hätte ich eher einen Therapieplatz verdient gehabt als einen Aufkleber mit dem rosaroten Panther.

Trotz der fremdartigen Handlungen mit all ihren Enthauptungen, den Folterungen und anderen blutigen Dingen kam mir die Geschichte an sich bekannt vor, weil sich dieser erste Teil wie eine kaum verfremdete Autobiografie liest. Siffin Soffon hasste Kleider, träumte davon, ein Hund zu sein, und liebte das Essen. Aber das Erstaunlichste an meinem sehr schlechten Buch ist, dass es sich liest wie eine Blaupause meiner Zukunft, eine Beschreibung dessen, wie sich die erwachsene Hannah aus dieser sonderbaren, kindlichen kleinen Autorin entwickeln würde. Ganz wie mein Leben

waren die Abenteuer des Siffin Soffon geprägt von Unfällen, Isolation und Verbannung, und sein Überleben – genau wie sein Verderben – fußte wie bei mir auf maßlosem, blindem Vertrauen und einer passiven Akzeptanz der äußeren Umstände, egal wie trostlos sie auch sein mochten.

Zehn Schritte Richtung Nanette, das man wohl als sehr späte Fortsetzung verstehen könnte, ist dagegen eine eher traditionelle Autobiografie. Sie beginnt mit meiner Geburt und endet mit einer Deadline des Verlags. Sie erzählt zwei Geschichten – die von meinem eher ungewöhnlichen Start ins Leben und die von meiner eher ungewöhnlichen Entscheidung, mein Comedyleben zu beenden. Ich habe versucht, dieses Buch so ehrlich wie möglich zu schreiben; trotzdem ist das, was folgt, teils kaum verfremdete Fantasy. Stellenweise habe ich mich statt auf Fakten lieber auf meine Fantasie verlassen, weil ein paar der Geschichten nicht allein meine sind. Manche Namen habe ich geändert, manchmal Personen, Orte und Zeiträume zusammengefasst, weil ich nicht das Recht habe, öffentlich aus dem Nähkästchen anderer Leute zu plaudern. Aber hier kommt eine Bitte. Verliert euch nicht in der Rolle des Privatdetektivs. Der Großteil meines Lebens hat in meinem Kopf stattgefunden, und solange du nicht Mr Dog und/oder Sergeant bist, warst du dort noch nie und musst mich einfach beim Wort nehmen.

Und obwohl ich dazu tendiere, mit meinen Geschichten den einen oder anderen Lacher zu provozieren, möchte ich die Warnung vorausschicken, dass mir ein paar schreckliche Sachen zugestoßen sind. Ein paar meiner Geschichten werden

dir unter die Haut gehen. Mir sind sie jedenfalls unter die Haut gegangen. [1] Weil ich aber nicht möchte, dass du dir zu große Sorgen machst, verderbe ich dir die Reise schon jetzt, noch bevor du überhaupt den ersten Schritt gemacht hast, indem ich das Ende vorwegnehme. Denn in diesem Moment, während ich dies schreibe, komme ich ziemlich gut mit dem Drachen aus, und es gibt eine Menge zu essen.

Erster Schritt

Epilog

Ich musste einfach wissen, ob der Rasen echt war. Er wirkte zu perfekt, um natürlich zu sein. Das riesige grüne Viereck, das einen malerischen Pool umrahmte, war von einer fast verstörenden Gleichmäßigkeit, jeder einzelne Halm war genauso lang und gerade wie sein Nachbar. Ganz sicher war das Plastik. Aber das ergab null Sinn. Kunstrasen war für Leute, die stolz auf ihr Haus waren, aber kein Geld für Wasser und/oder keine Zeit fürs Bewässern hatten. [2] Kunstrasen war nichts für Leute, die so unfassbar reich waren, dass sie einen ganzen Stab Hausangestellter beschäftigten, von denen gleich mehrere für den Unterbereich Gartenarbeit zuständig waren. Ich löste mich von dem Gästepulk und näherte mich langsam der Rasenkante, ließ meine Serviette fallen, beugte mich zum Boden und streifte beim Aufheben mit der Hand über das mysteriöse Gras. Verdammt noch mal. Es war echt. Ich kehrte zurück zur Party und hatte nun ein neues Rätsel zu lösen: Wieso manikürte jemand echtes Gras so extrem, dass es aussah wie Kunstrasen? [3]

Ich wusste, dass ich mich unnormal verhielt. Und mit «unnormal» meine ich nicht mein Unvermögen, mich nahtlos in die Menge aus Promis und Hollywood-Giganten einzufügen, die sich in Eva Longorias unfassbar perfektem Garten zusammengefunden hatte. Ich persönlich finde es normal, sich in unbekannter Umgebung unnormal zu verhalten. Ich fand es nicht schlimm, dass ich in Jeans und T-Shirt hergekommen war, während alle anderen sich schick zurechtgemacht hatten, weil ich es nicht unnormal finde, wenn eine, die sich in Hollywood nicht auskennt, nicht weiß, dass es sich bei einem Dresscode um einen tatsächlichen Code handelt, den es zu knacken gilt. Auf der Einladung stand *dress for brunch*, und weil Brunch keine richtige Mahlzeit ist, dachte ich, ich müsse mir keine richtige Mühe bei der Kleiderwahl geben. Deshalb kam ich mir durch meine Unfähigkeit, nicht mit der ätherischen Eleganz einer Janelle Monáe mithalten zu können, sehr normal vor. *Nicht* normal ist es allerdings, abrupt eine Unterhaltung *mit* Janelle Monáe zu unterbrechen, um dem akuten Bedürfnis nachzugeben, komisch aussehendes Gras anfassen zu müssen.

Es war nicht das erste Mal, dass ich mich in Anwesenheit von Promis durch Fragen zum Bodenbelag habe ablenken lassen. Bei der Netflix-Emmy-Party wenige Monate zuvor konnte ich an nichts anderes als den weißen Teppich denken. Was für ein Monster wählte einen weißen Teppich für eine Veranstaltung im Freien? [4] Egal wie schick der Boden unter freiem Himmel auch war, es handelte sich unter keinen Umständen um die natürliche Umgebung für einen Teppich – ob nun weiß oder

andersfarbig. Das Thema beschäftigte mich so intensiv, dass ich gar nicht wirklich mitbekam, was um mich herum passierte.

Als John Stamos sich mir vorstellte und mich und meine Arbeit mit begeistertem Lob überhäufte, konnte ich nur auf seine Lippen starren und hoffen, dass er nicht merkte, dass ich gedanklich ganz woanders war. Das Einzige, worüber ich sprechen wollte, befand sich unter unseren Schuhsohlen: Was, glauben Sie, wird morgen mit diesem Teppich passieren? Hat er noch eine Zukunft jenseits dieses Events, Sir Stamos? Erst viel später – Monate, um genauer zu sein – begriff ich, dass Onkel Jesse mich angesprochen hatte, weil er wusste, wer ich war, und ihm meine Arbeit gefiel. Und diese Aneinanderreihung von Fakten ist weder einleuchtend noch logisch.

Als Jodie Foster um ein Foto mit mir bat, war ich nicht so geschmeichelt, wie ich es hätte sein sollen, weil ich mir zu große Sorgen darüber machte, welchen Schaden der Teppich auf dem darunterliegenden Rasen anrichtete. Und als ich dreien der *Queer-Eye*-Jungs vorgestellt wurde, fragte ich mich nicht, wo die anderen beiden waren, sondern wie es möglich war, dass der weiße Teppich nach so vielen Stunden des Feierns noch immer so lupenrein war. [5]

Ich konnte einfach nicht akzeptieren, dass dies ein zusammenhängendes Teppichstück war, der Bereich war schließlich riesig und hatte keine gerade Kante wie ein Innenraum, aber ich konnte auch keine Übergänge entdecken. Selbst ich wusste, dass es unangemessen wäre, mich hinzuknien und den Teppich abzutasten, also beschloss ich,

mich langsam Richtung Rand zu bewegen, in der Hoffnung, dort Antworten zu finden. Dabei stieß ich mit Norman Lear zusammen. Er drehte sich um und entschuldigte sich. Was für ein netter Mann, dachte ich, und lächelte ihn an, während er sich mir vorstellte – was auch gut war, schließlich hatte ich keine Ahnung, wer er war. Ich prägte mir seinen Namen ein, um ihn später zu googeln, und entschuldigte mich höflich, um meine Suche nach Antworten fortzusetzen, statt meine Chance zu nutzen, den König der Sitcoms höchstselbst zu löchern.

Meine Obsession mit dem Teppich fand ihr Ende, als mir eine sehr kleine Frau gegen die Schulter tippte.

«Sind Sie Hannah Gadsby?»

Ich nickte und betete, dass sie sich mir vorstellen würde, weil ich keine Ahnung hatte, wer sie war, aber sie nickte nur zurück und verkündete dann: «Jennifer Aniston möchte Sie kennenlernen.» Ich rechnete damit, dass wir einander an Ort und Stelle vorgestellt würden, aber die kleine Frau sagte mir, ich solle ihr folgen, drehte sich dann abrupt um und verschwand in der Menge. *Wie eigenartig*, dachte ich. Dies war keine Ein-, sondern eine Vorladung. Fasziniert trottete ich ihr nach, der weiße Teppich war vergessen.

Jennifer Aniston begrüßte mich mit solch einer Überschwänglichkeit und Warmherzigkeit, wie ich es von jemandem, der sein Bad in der Menge nahm, ohne sich auch nur einen Zentimeter zu bewegen, nicht erwartet hätte. Hätte ich diese Möglichkeit, ich würde sie schamlos ausnutzen. [6]

Nachdem Jennifer Aniston mir gesagt hatte, wie aufregend sie es fand, mich kennenzulernen, sagte ich ihr, dass ich es auch sehr aufregend fand, sie kennenzulernen. Dabei war ich nur höflich, ich fand es nämlich nicht aufregend, sondern furchteinflößend. Ich bin Autistin, ich kriege nicht mal Small Talk mit meinem besten Freund auf die Reihe [7] , weshalb mich die Aussicht auf eine Unterhaltung mit einer der beliebtesten und bekanntesten Prominenten, die es gibt, alles andere als entspannte. Welches Maß an Bewunderung erwartete sie vom Pöbel? Erwartete sie, dass ich ihren Status und Bekanntheitsgrad mit entsprechender Schmeichelei würdigte? Sollte ich ihr verraten, dass ich noch nie *Friends* gesehen hatte? Ich hätte mir keine Gedanken machen müssen, denn Jennifer Aniston wollte mich offenbar nur wissen lassen, dass sie mein Programm noch nicht gesehen hatte. Touché.

Es klang wie ein Kompliment, dabei war es eigentlich nur eine Tatsache. Und diese bloße Tatsache hätte man schon fast als Beleidigung auffassen können, wenn es Jennifer Aniston nicht gelungen wäre, sie wie eine enthusiastische Anerkennung klingen zu lassen. Trotzdem war ich schockiert und vergaß mich für einen Moment selbst, weshalb ich mich zu einer unangemessen barschen Reaktion hinreißen ließ: «Wieso sagen Sie mir das?» Über meine Frage musste sie erst mal nachdenken, und während sie das tat, bereute ich meine gesamte Existenz. «Keine Ahnung», lachte sie dann. Ich lachte auch. Aus Höflichkeit. Sie fuhr fort: «Ich war mitten in den Dreharbeiten, und alle haben mir gesagt, ich muss mir *Nanette*

angucken, doch ich hatte noch keine Gelegenheit dazu, aber als ich hörte, dass Sie hier sind, da wollte ich einfach ...» Fast verlegen ließ sie den Satz in der Luft hängen, aber ich war einfach nur erleichtert, dass sie genauso wenig zu wissen schien, worauf das hier hinauslaufen würde. Sie nahm wie zur Besiegelung meine Hände. «Ich werd's mir anschauen! Und es wird mir gefallen», versprach sie und bot mir damit einen klaren Ausweg aus dieser peinlichen Situation. Ich nahm ihn bloß nicht. «Und wenn nicht? Was, wenn Sie's hassen?» Sie tätschelte meine Hände und erwiderte: «Dann werde ich es nicht verraten!» Typisch L.A.

Das war meine allererste [8] Emmys-Party, und ich glaube, ich habe mich eigentlich ganz gut geschlagen. Anders als bei dem Brunch-Couture-Desaster hatte ich sogar fast den Dresscode geknackt. Aber obwohl ich vorher geduscht hatte, war meine Erscheinung ein wenig inkongruent. Ich schrieb es der Tatsache zu, dass mein Abendkleid nicht speziell für diesen Abend geschneidert worden war und ich meine eigenen Schuhe trug. Natürlich trug ich kein Abendkleid, sondern meinen einzigen Anzug. Aber ihr wisst schon, was ich meine. Nur eins bedauere ich: dass ich nicht lange genug geblieben bin, um die Toilette zu benutzen. Es hätte mich wirklich interessiert, für welchen Bodenbelag man sich bei einem Raum entschieden hatte, in dem feine Leute sich erleichtern.

Das Programm, das Jennifer Aniston noch nicht gesehen hatte, war mein Stand-up-Special *Nanette*. Als es am 19. Juni 2018 online ging, schlug es so hohe Wellen, dass ich zum

Stadtgespräch wurde, und damit meine ich DIE STADT. Bisher war ich in L.A. immer nur zwischengelandet, weshalb ich es ein bisschen unverschämt fand, dass ich bei meinem ersten echten Besuch an Plakatwänden und Bushaltestellen vorbeikam, auf denen mein riesiges Gesicht prangte [9] , während ich durch die ganze Stadt geschleppt wurde, um Leute zu treffen, für die meinesgleichen gemordet hätten.

Die ersten paar Monate, die auf die Veröffentlichung von *Nanette* folgten, gehören zu den eigenartigsten und verwirrendsten Monaten meines Lebens. Mein Bekanntheitsgrad schnellte in so kurzer Zeit von relativ zu intensiv, dass ich ein spirituelles Schleudertrauma davontrug. Paradoxerweise war das Chaos, das mein vermeintlicher «Übernachterfolg» auslöste, viel lustiger als das Programm an sich. Viel, viel lustiger. Aber das ist kaum verwunderlich, schließlich ist *Nanette* vermutlich die absichtlich launigste, unlustigste Comedystunde aller Zeiten.

Nur um es festzuhalten, bisher hat Jennifer Aniston noch keinen Kontakt zu mir aufgenommen, um mir mitzuteilen, dass ihr *Nanette* gefallen habe. Was ich natürlich so deuten könnte, dass sie die Show gehasst hat – und damit stünde sie bei Weitem nicht allein da. Aber ich gehe davon aus, dass sie einfach viel zu tun hat und sich vielleicht gar nicht an die kurze Unterhaltung mit mir erinnert. Allerdings hoffe ich, dass mir eines Tages eine kleine Frau an die Schulter tippen wird, um mich wissen zu lassen, dass Jennifer Aniston fand, *Nanette*

würde dem ganzen Hype nicht gerecht. Das wiederum fände ich ziemlich umwerfend.

Möglich, dass ich den Traum vieler im Showgeschäft gelebt habe, aber, und das kann ich gar nicht genug betonen, dieser sogenannte Traum war nie meiner. Die eher zynisch veranlagten Menschen werden dies als falsche Bescheidenheit abtun, dabei stehe ich sehr offen zu meinem Ehrgeiz, da, wo ich einen habe [10] – aber als es darum ging, mich bei den La-La-Leuten einzureihen, war es stumpfer Pragmatismus, der mich davon abhielt, nicht mal im Ansatz darüber nachzudenken. Ich sehe keinen Sinn darin, mich in einem Hirngespinnst zu verlieren, das zu nichts anderem als monumentaler Zeit- und Energieverschwendung führen würde, weil die Jagd nach Erfolg in Hollywood für jemanden wie mich genau das bedeutete. Schließlich war ich zeit meines Lebens eine nicht-solvente, autistische, australische, genderqueere Person mit Vagina, mit einem nicht gerade vogelgleichen Körperbau gewesen. [11] Mitunter hätte ich mit einer oder zwei dieser «Macken» eine realistische Chance gehabt, aber sicher nicht mit dem vollen Satz, noch dazu, nachdem sich schon eine Cate Blanchett in der Stadt breitgemacht und alle launischen Rollen an sich gerissen hatte. Aber mal ganz ehrlich, die größte Hürde ist meine eigene Faulheit.

Es war einfach nur eine Verkettung glücklicher und unvorhersehbarer Umstände, die mich ins Gesichtsfeld der einflussreichen Leute L.A.s gerückt hatten. Es hätte eine alles verändernde Erfahrung werden können, wenn es da nicht ein

erhebliches Problem gegeben hätte: Ich hatte nichts zu vermarkten. Weshalb ich, abgesehen vielleicht von einem strategisch klug geleakten Sexvideo, absolut keine Möglichkeit sah, Kapital aus der Gunst der Stunde zu schlagen. Ich will damit nicht sagen, dass ich gar nichts mehr zu bieten hatte, sondern eher, dass ich alles, absolut alles in das Programm gesteckt hatte, das mich zum «Übernachterfolg» gemacht hatte. *Nanette* hatte mich völlig ausgelaut, ich war nichts als eine leere Hülle, ein menschlicher Schatten, und ich hatte das Gefühl, eine gewaltige und seltene Chance vor die Wand zu fahren. Hoffnungslos verloren konnte ich nichts tun, als weiter von einem unglaublichen Moment zum anderen zu stolpern und zu hoffen, dass ich dabei keine unentschuldbaren Fehler machte. Immerhin bekam ich einen Vertrag für ein Buch.

Während mich *Nanettes* Erfolg völlig überrumpelt hat, hatte ich die Gegenreaktionen einkalkuliert. [12] Ich hatte schließlich eine Show geschrieben, in der zwei der empfindlichsten demografischen Gruppen verurteilt wurden, die die Welt je gesehen hat: heterosexuelle, weiße cis Männer und selbstgerechte Comedians. Selbst schuld. [13]

«Ich kann euch sagen, worüber wir uns gerade lustig machen sollten – über unsere Besessenheit mit dem Image. Nichts ist uns heiliger. Nicht Menschlichkeit, nein, Image. Und wer treibt diese Verherrlichung voran? Prominente. Und Comedians sind nicht immun dagegen.» (Nanette 56:42)

Als Ellen DeGeneres von *The New York Times* interviewt wurde, um ihr eigenes Netflix-Special, *Relatable*, zu bewerben, wurde sie nach ihrer Meinung zu *Nanette* gefragt und antwortete, dass sie das Programm «geliebt» habe, nur um das Gesagte gleich wieder zunichtezumachen, indem sie klarstellte, es sei ihrer Ansicht nach keine Comedy gewesen. Sie nannte es eine «Soloshow». Beim Lesen blieb ich an dem Wort «solo» hängen. Stand-up-Comedians treten fast ausschließlich solo auf – eindeutig auch Ellen –, wieso also die plötzliche Abgrenzung? Wenn sie mit «solo» meinte, dass ich nicht mit einem Autor*innenteam an meinem Programm gearbeitet hatte, dann, okay, handelte es sich bei Ellens Special definitiv nicht um eine Soloshow. [14]

Ellen war nicht die Erste aus der Comedyszene, die zu diesem kleinen Seitenhieb auf *Nanette* ausholte, ich benenne sie nur, weil wir «vom selben Schlag» sind und sich das gerade wie sicherer Boden anfühlt. [15] Mir wurde sehr deutlich zu verstehen gegeben, dass viele Comedians mich und meine Arbeit hassen, und obwohl das keine ausschließlich schöne Erfahrung ist, kann ich ihnen ihren Ärger nicht verdenken. Wir sind uns zumindest darin einig, dass ein Comedyprogramm, das aus einer klaren Verweigerungshaltung heraus bewusst unlustig ist, kein Recht darauf hat, zum «nächsten großen Trend der Comedy» gekrönt zu werden. Aber ich habe diese Krönung nun mal nicht veranlasst, deshalb weiß ich echt nicht, was ich daran ändern soll.

Letztendlich habe ich wenig Lust, mich auf das langweilige Spiel einzulassen und *Nanette* als Comedy zu verteidigen, trotzdem möchte ich mir aber einen Moment nehmen und mich direkt an eventuelle amerikanische Leser*innen wenden: Eure Comedygötter sind andere als meine. Ich habe viel über euer *Saturday Night Live* gehört; und ich erkenne den Platz an, den es in eurem Pantheon einnimmt – mir bedeutet es allerdings rein gar nichts. *SNL* könnte genauso gut die Abkürzung eines Logistikunternehmens sein. Aber mal Spaß beiseite, wenn es auch das ist, was mich in diese schwierige Lage gebracht hat, die australische Comedyszene unterscheidet sich sehr von der amerikanischen. Deshalb möchte ich betonen, dass meine Arbeit nicht nur mich als Individuum widerspiegelt, sondern auch sehr von der Kultur und den Umständen des Landes geprägt ist, in dem ich meine Kunst gelernt habe.

Mich könnte man wohl am treffendsten als «Festival-Comedienne» bezeichnen, das heißt, ich bin eher Comedienne der Langform. Ich setze nicht Witz auf Witz, ich bastle ein Programm aus aufeinander aufbauendem Material, das darauf ausgelegt ist, das Publikum durch ein einstündiges Erlebnis zu führen. Um es ganz deutlich zu sagen, ich halte diesen Ansatz nicht für überlegen, er ist einfach nur anders. Außerdem sollte ich betonen, dass ich ihn weder erfunden habe noch ihn am besten beherrsche. In der Festivalszene Australiens und Großbritanniens wimmelt es nur so von unfassbar guten Comedians, die Jahr für Jahr großartige Stunden bester Comedy liefern, und die Qualität dieser Talentschmiede war immer so

hoch, dass ich gar nicht darauf achten musste, was meine amerikanischen Kolleg*innen erzählten oder wie sie es erzählten, weil ich von mehr als genug Brillanz umgeben war, um meine kreative Neugierde zu stillen. Natürlich waren mir die Namen der Macherinnen und Macher innerhalb der amerikanischen Comedyszene geläufig. Natürlich waren sie das, so funktioniert aggressiver kultureller Imperialismus nun mal, aber mich haben sie nie genug inspiriert, um sie als Maßstab für mich gelten zu lassen.

Bevor *Nanette* 2018 ihre große Welle schlug, konnte ich mit acht einstündigen Comedyshows und vier kunstgeschichtlichen Vorträgen aufwarten, die eine gewisse Nähe zur Comedy haben, insofern glaube ich nicht, dass die Tatsache, nie im *Caroline's* am Broadway aufgetreten zu sein, irgendwie von Nachteil für mich gewesen ist. Mit all dieser Erfahrung und der jahrelangen Auseinandersetzung mit der Kunst der «Comedystunde» sollte es wenig überraschen, dass es mir gelungen ist, aus sechzig Minuten tiefsten Elends ein sehr fesselndes und äußerst erfolgreiches Programm zu machen. Ich kann das, Leute, ich weiß, was ich tue, ob euch das nun gefällt oder nicht.

Die Leute fühlen sich wohler, wenn Männer die aggressive Comedy machen. Sie sind die Könige dieses Genres. Wenn ich das mache, bin ich die elende Lesbe, die allen den Spaß und die Stimmung verdirbt. (Nanette 58:09)

Noch immer macht mich die rasende Wut fassungslos, mit der andere Comedians verlangt haben, dass ich nie wieder eine Bühne betreten solle, weil ich mit meinen ganzen Nicht-Witzen zu weit gegangen wäre. George Carlin hat mal gesagt, dass es die Aufgabe des Comedians sei, herauszufinden, wo die Grenzen gezogen werden, um diese bewusst zu überschreiten. Genau das habe ich getan. Die Grenze war in diesem Fall die Definition von Comedy selbst, und wenn man mal schaut, was für einen wunden Punkt ich damit getroffen habe, müsste ich daraus automatisch schlussfolgern, dass ich eine exzellente Comedienne bin. Aber das mache ich nicht. Weil ich mich selbst nicht als Comedienne sehe, ich bin Stand-up-Performancekünstlerin. Oder, wie Andy Kaufman gesagt hätte: ein *Song-and-Dance Man*.

Aber es täuscht nicht, Comedy steckt gerade ziemlich in der Scheiße. Keiner der Quengler und Nörgler ist zu Unrecht besorgt, ihre Panik und Vorwürfe zielen bloß auf die Falsche. Ich bin nicht das Problem. Die Hexe, nach der sie suchen, heißt Kontext. [16] Es ist nicht mehr so, dass Witze in dem Raum bleiben, in dem sie erzählt werden. Zu Recht oder Unrecht kann alles, was du auf der Bühne oder sonst wo sagst, aus dem Kontext gerissen werden, wodurch Satire fast unmöglich wird. Comedy funktioniert nicht länger nach dem Prinzip: *What happens in Vegas, stays in Vegas*. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es auch nur einen Comedian gibt, der nicht mindestens einen grenzwertigen Witz in seiner Werkliste lauern hat, der nur auf die Chance wartet, über ihn herzufallen. Mit ziemlicher

Sicherheit steht mir so was auch noch bevor. Unmöglich, dass bei all dem Material, das ich in den Äther geblasen habe, nicht irgendein geschmackloser Scheiß dabei war. Schließlich wurde ich genauso ignorant geboren und in den gleichen Eimer voller Vorurteile getunkt wie alle anderen. [17]

Trotzdem glaube ich, dass ich einen kleinen Vorteil gegenüber meinen Mitstreiter*innen habe, weil der überwiegende Teil meines Kernpublikums schon immer aus Lesben bestand. Wenn einem Raum voller Lesben deine Comedy nicht gefällt, drehen sie dir sofort den Saft ab. Lesben müssen sich dazu nicht in die Anonymität des Internets begeben, Lesben ziehen dich an Ort und Stelle zur Rechenschaft. Und damit meine ich keine simplen Zwischen- oder Buhrufe. Es ist viel schlimmer. Es ist brutal.

«Welcher Comedian bringt nicht mal die Lesben zum Lachen? Jeder Comedian, den es je gab! Ha, ha, ha. Verstehste? Lesben haben nämlich keinen Sinn für Humor.»

(Nanette 15:40)

Lesben, musst du wissen, formen ihre Rechenschafts-Unterausschüsse, während du noch auf der Bühne stehst, und als Team übertönen sie dich mit ihrem Fingerschnipsen. Lesben schneiden nur zu gern deinem Witz kurz vor der Pointe den Weg ab, hacken das Kernstück aus deinem Programm und töten jedes bisschen Comedy, bevor dein Material überhaupt eine Chance hatte, ein erfülltes Leben zu führen. Dir bleibt